

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 52.

Vierter Jahrgang.

29. Dezember 1860.

Ich komme nach.

Fast alle sind vorausgegangen
An denen meine Seele hing,
Nicht wird sie mehr mein Arm umfassen,
Der sie so liebevoll umfing.
Ach, nimmer aus der Schläfer Kreise
Ruft sie mein heißes Sehnen wach,
Doch mir zum Troste flüster' ich leise:
Ich komme nach, ich komme nach!

In deines Lebens Blüthetagen
Entschwandest du zur stillen Gruft,
Die tief im Herzen ich getragen,
Als wie den Edelstein die Klust;
Nun bist du mir für immer ferne,
Du Rose, der der Dorn gebrach,
Doch wo du weilst, auf welchem Sterne,
Ich komme nach, ich komme nach!

Auch du, der mir im flücht'gen Wandern
Die Hand als treuer Bruder bot,
Und du, und du, und all ihr Andern,
Die mir vereint in Lust und Noth,
Ihr seid dahin! Und trüb und trüber
Umzieht die Nacht mich allgemach,
Doch ruf' ich froh zu euch hinüber:
Ich komme nach, ich komme nach!

Job. Nep. Vogl.

Zwei Finger.

Erzählung von M. Pardoe.

(Schluß.)

Der Tag brach eben an, als der Wirth unsern Helden weckte, der mit beträchtlicher Befriedigung eine Schale vor-
trefflichen Kaffees entgegennahm, welchen Mariens zarte
Hand gekocht hatte. Unwillkürlich sah Adolph auf Herrn
Gbrard's Hände, und als er bemerkte, daß sie unverletzt
waren, begann er sogleich, ihm sein nächtliches Abenteuer
zu erzählen, und das Blut auf dem Boden des Zimmers,
so wie das unheimliche Wächchen zu zeigen. Der ehrliche
Wirth wurde aschgrau während der Erzählung und mußte
sich auf Adolph's Arm stützen, um nicht umzusinken; aber
kaum hatte er sich erholt, so stürzte er zur Thüre des älteren
Gastes. Sie war offen, er riß die Vorhänge des Bettes

zurück, es war leer; in der Richtung gegen das ebenfalls
offene Fenster bemerkte man Blutspuren; er sah hinab, in
dem weichen Boden des Gartens, der an die Hochstraße stieß,
sah man den tiefen Abdruck eines Männerfußes; und so
überzeugte sich Herr Gbrard in seiner Aufregung bald, daß
der verstümmelte Räuber kein anderer, als der stattliche
Reisende sein konnte, der sein bescheidenes Haus am vori-
gen Abend beehrt hatte.

Seine Entrüstung und sein Schrecken waren gleich groß,
und kaum war Adolph abgereist, so beeilte er sich, die An-
zeige bei dem Gerichte zu machen; nebenbei vergaß er nicht,
sein Herz zu erleichtern, indem er jedem Bekannten, den
er traf, die Einzelheiten der Tragödie mittheilte, welche
die bisher unbescholtene Herberge „zum großen König“ ent-
weicht hatte.

Adolph v. Rosval erreichte gegen Mittag seine Heimat;
und da er nicht erwartet wurde und er seinen ersten Gruß
mit der willkommenen Kunde seiner Beförderung eröffnete,
so wurde sein Erscheinen mit überschwänglichem Jubel be-
grüßt. Seine zärtliche Mutter weinte, als sie ihn an's
Herz drückte und seine Schwestern hingen an ihm mit einem
Gemisch von Liebe und Stolz.

„Denke nur Mutter, jetzt ist er gar schon Offizier!
Ist das nicht köstlich? Was wird der Vater sagen!“

„Aber wo ist mein Vater?“ fragte der junge Mann,
„sein Gruß fehlt noch.“

„Du weißt, er ist oft vom Hause weg; sagte Frau v.
Rosval, „und wir sind weniger als je seine Vertrauten. Er
verließ uns vor drei Tagen, aber wir erwarten ihn heute.“

„Und ist er noch immer so niedergedrückt und schweig-
sam, wie damals als ich ihn das letzte Mal sah?“ fragte
Adolph.

„Leider ja,“ erwiderte die sanfte Matrone. „Ich
fürchte, daß er sich in Spekulationen eingelassen, die seine
Mittel übersteigen, und daß das Bewußtsein, das künftige
Wohl seiner Kinder beeinträchtigt zu haben, ihn schwer nie-
derdrückt; aber Deine unverhoffte Ankunft, Adolph, und die
frohe Neuigkeit wird ihm hoffentlich seine Heiterkeit wieder-
geben.“

Als der kleine Familienkreis wieder ruhiger geworden
war, und endlich Jemand zu Worte kommen konnte, wurde
Adolph mit Fragen besüßelt, da Alle Alles wissen wollten,
was er seit der letzten Trennung gethan hatte.

„Jedenfalls ist es Gottes Segen,“ sagte seine Mutter, während ihre Hand zärtlich sein Haar strich, „daß Du Deine Reise ohne Unfall zurückgelegt hast, wenn sie Dir vielleicht auch langwierig geschehen haben mag.“

„O nein, gute Mutter,“ lächelte Adolph, „sie war gar nicht so langweilig, als Du denkst; denn ich bestand ein Abenteuer, das gar seltsam zu erzählen ist.“

„Ein Abenteuer, und ein seltsames obendrein?“ riefen die Schwestern gleichzeitig, „o Adolph, laß es uns hören.“

Er willfährte ihren Bitten und seine Wange war blässer als seine eigene, während er das außerordentliche Ereigniß der verfloffenen Nacht erzählte.

„Und überdies,“ setzte er hinzu, nachdem er seine Erzählung beendet hatte, „darf ich nicht vergessen, Euch zu sagen, daß ich die unlängbaren Beweise meines Sieges mitgebracht habe — hier sind sie;“ und er zog sein Tuch aus der Tasche, in welches etwas gewickelt war.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre des Zimmers und ein Mann von großer Statur, aber bleich und abgemattet, und in Kleidern, die vom Regen triefen, trat herein. Er konnte kaum zu einem Stuhle taumeln und sank zusammen, als wären seine Lebenskräfte erschöpft. In einem Augenblicke drängte sich die ganze Familie um ihn.

„Mein Vater! mein theurer Vater!“ rief Adolph, „erschöpft wie Du bist, danke ich doch Gott, daß Du heimkamt; ich bringe Dir eine Neuigkeit, die Dich gewiß freuen wird.“

Während er sprach, bot der junge Mann seine Hand zum Gruß, aber sie wurde nicht angenommen; und als er auf des Vaters Rechte blickte, die so sonderbar zurückgehalten wurde, bemerkte er, daß sie blutig und in Leinwand gehüllt war.

„Wie?“ fragte er ängstlich, „Du leidest noch anders als durch Ermüdung? Bist Du verwundet worden?“

„Ja!“ lautete die schwache Antwort, „als ich vier Meilen von hier durch den Wald ging, wurde ich von Weglagerern überfallen. Ich hatte gehört, daß sie sich in der Gegend befanden, hielt es aber für eitles Geschwäg. Ich suchte mich zu wehren, und während des Kampfes hieb mir Einer der Schurken zwei Finger ab. Ich bin durch den Blutverlust ermattet; aber gebt mir etwas Wein, und mir wird bald besser sein.“

Frau v. Rosval eilte zum Kredenzische und brachte mit zitternder Hand und schwimmenden Augen die verlangte Erfrischung, während die beiden ältern Mädchen ihre Arme um den Nacken des Vaters schlangen und bitterlich weinten. Adolph stand regungslos, wie in einem schrecklichen Traum; aber die kleine Rosalie, der Liebling der Familie, noch zu jung, um den Schmerz zu verstehen, den sie vor sich sah und voll Neugierde, was ihr kriegerischer Bruder denn gebracht habe, beschäftigte sich emsig mit dem Aufknüpfen des Tuches, welches beim Eintritte des Vaters der Hand Adolph's entfallen war, und kaum war es ihr gelungen, so klatschte sie voll kindischer Freude in ihre runden Händchen und rief beinahe athemlos:

„Mutter, Mutter! Adolph hat die zwei Finger gebracht, die er im Wirthshause abgehauen hat, gib sie dem armen Vater und Alles ist wieder gut.“

Eine Stunde darauf befand sich Hr. v. Rosval in den Händen der Gerechtigkeit. Der Wirth „zum großen König“ war in seinen Anstrengungen zur Herstellung der Ehre seines Hauses so unermüdet gewesen, daß die Gendarmen den Verbrecher nach den Blutspuren verfolgt hatten; und in ihrer namenlosen Bestürzung hatte die Familie vergessen, den Vater zu einer zweiten Flucht zu drängen.

Am 20. Dezember war der Gerichtshof in Tours zum Erdrücken voll. Der Vorfall hatte ungeheures Aufsehen erregt; die Neugierigen und Gefühllosen standen voll Erwartung; ein Drama aus dem wirklichen Leben voll wirklicher Leiden sollte vor ihren Augen abgespielt werden. Ein Vater sollte wegen eines Mordversuches an seinem Sohne gerichtet werden; übrigens war es auch kein gewöhnlicher Verbrecher, sondern ein Mann aus alter und angesehenen Familie. Kein Wunder, daß die ganze Stadt vor Neugierde und Aufregung zitterte!

Der Gerichtshof war versammelt, der Angeklagte auf seine Bank geführt, die Jury gehörig beeidet, und die Verhandlung begann.

Bleich, erschüttert und schmerzlich aufgeregt folgte Adolph v. Rosval dem Aufrufe und bereitete sich zur Zeugenaussage. Er war dicht in seinen Militärmantel gehüllt, erhob aber standhaft seine rechte Hand und wiederholte den Eid mit klarer und vernehmlicher Stimme.

„Wie heißen Sie?“ fragte der Präsident.

„Adolph Ernst Leo v. Rosval.“

„Ihr Stand?“

„Lieutenant im ** Linien-Infanterie-Regiment.“

„Ihr Alter?“

„Neunzehn Jahre.“

Dann folgte die ganze Darstellung des nächstlichen Angriffes auf sein Leben, oder, wie er fest behauptete, auf sein Eigenthum; aber er war seiner Lage während des Abenteuers zufolge natürlich außer Stande, die Identität des Verbrechers festzustellen. Er wagte es nicht, seinen Blick auf die Anklagebank zu werfen, wo sein unglücklicher Vater zwischen zwei Gendarmen saß; und der Präsident, bewegt von seiner peinlichen Lage, gestattete Adolph, sich zurückzuziehen.

Johann Anton Obrard war der nächste Zeuge, der vorgerufen wurde; er war seit drei Wochen todt.

Als der dritte Name im Saale gerufen wurde, trat ein junges Mädchen in tiefe Trauer gekleidet und mit einem schwarzen Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, in die Zeugenbank; als sie den Eid ablegte, überfiel sie ein heftiges Zittern; als sie aber gefragt wurde, ob sie den Angeklagten wiederkenne, antwortete sie mit fester Stimme: „Nein.“

Arme Marie! Sie hatte einen Meineid begangen, um den Vater des Jünglings zu retten, dem sie in einer kurzen Stunde ihr Herz geschenkt hatte. Adolph war, wie bereits

Die Todten - Mette.

Sage.

gesagt, der einsame Lichtstrahl gewesen, der in die Nacht ihres Schicksals gedrungen war; und um ihm einen bitteren Schmerz zu ersparen, opferte sie ihr Seelenheil.

Das aus den Umständen geschöpfte Zeugniß gegen Hrn. v. Rosval war überzeugend, reichte aber nicht hin, die Identität des Verbrechers festzustellen. Die Aussage des Wirthes oder dessen Stieftochter mußte ihn verdammen; aber der eine war todt und die andere hatte entschieden geschworen, daß sie ihn früher nie gesehen habe.

Nachdem der Staatsanwalt seinen Vortrag beendet hatte, hielt der Verteidiger eine gediegene Rede, in welcher er das Alibi nachdrücklich zu beweisen suchte. Er hob hervor, daß es unmöglich sei, dem Gefangenen nachzuweisen, daß er in der Nacht des geheimnißvollen Ereignisses in der Herberge geschlafen habe, da die einzige noch lebende Zeugin, die ihn in diesem Falle gesehen haben mußte, feierlich versichert habe, daß sie ihn nicht wiedererkenne. „Nein, meine Herren Geschworenen,“ schloß er, „der Angeklagte war ein Opfer, aber kein Mörder. Daß er gewaltsam verflümmelt wurde, ist gewiß, aber er hat die Ursache davon auf die einfachste Weise erklärt, und das Schwert des Sohnes ist unbesleckt von des Vaters Blut.“

„Zum Beweise dieser Thatfache,“ ließ sich eine hohle und fast unartikulirte Stimme aus der Mitte des Saales vernehmen, „sind hier die zwei Finger, welche ich unter der Thür des Zimmers weggehauen habe.“ Und als Adolph schwieg, legte sie ein Gerichtsbeamter auf den Tisch des Präsidenten.

Nachdem sie der Präsident schweigend untersucht hatte, zeigte sich ein Ausdruck des Staunens in den Mienen des gelehrten Richters, der sie dem Staatsanwalt reichte, welcher sie wieder den Geschworenen vorlegte. Es ergab sich plötzlich, daß die abgehauenen und als Beweis vorgelegten Finger zu einer Linken Hand gehörten, während Herr v. Rosval an der rechten Hand verflümmelt war!

Drei Tage später hatte Adolph zu leben aufgehört. Der Brand war zu der furchtbaren Wunde gekommen, die sich Adolph selbst beigebracht hatte, um das Leben seines Vaters zu retten und die Ehre seiner Familie zu bewahren.

Die Laufbahn des jungen Kriegers war geschlossen; sein Traum von Ruhm war mit ihm in das Grab gesunken. Er hatte noch ein Mal Marie gesehen; sie hatten sich beide für eine gemeinsame Sache geopfert. Jedes würdigte die Ergebenheit des Andern — Jedes fühlte, daß sie mit der Welt fertig waren und die Welt mit ihnen. Adolph v. Rosval liegt am Friedhof seiner Vaterstadt, und Marie Delfour hat, nachdem sie eine lange Reihe von Jahren als barmherzige Schwester für ihr Verbrechen gebüßt hatte, auf einer Insel im fernen Westindien ihr Grab gefunden.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte in einem böhmischen Dorfe ein Pfarrer, der thatsächlich der Vater seiner Gemeinde genannt werden konnte und daher von Jung und Alt, sowohl im Dorfe, als auch in der Umgegend geliebt und gar hoch geehrt wurde.

Da geschah es eines Tages, daß fünf junge, kräftige Bursche aus dem Dorfe sich bei dem Pfarrer meldeten und ihn zu sprechen begehrt. Der alte, leutselige Herr trat ihnen freundlich entgegen und fragte nach ihrem Begehren.

Der Ruf von des Wallenstein's mächtigem und siegreichem Kriegsheere hatte auch in diesem Dorfe den Burschen die Köpfe schwindlich und sie nach Abenteuern, Ruhm und reicher Beute begierig gemacht; weshalb sich fünf von ihnen entschlossen hatten, der Werbetrümmel zu folgen und ihr Glück in der Welt zu versuchen. Sie hatten jedoch von ihrem Seelenhirten wiederholt die Lehre erhalten, daß man jedes wichtige Unternehmen mit Gott beginnen müsse und um so mehr ein solches, bei dem man ein Recht über sein Leben Tausenden in die Hände gibt, die auf dasselbe Jagd machen dürfen. Darum kamen die fünf kampflustigen Burschen zu dem Pfarrer, ihn bittend, er möge ihnen, bevor sie aus ihrem Geburtsorte fortzögen, eine heilige Messe lesen, auf daß sie gestärkt und unter des Allerhöchsten Schutze sich auf den Weg machen könnten.

Der würdige Geistliche hatte ihnen aufmerksam zugehört und versprach mit herzlichen Worten am folgenden Morgen ihre Bitte zu erfüllen.

Alein in der Nacht erkrankte der Pfarrer sehr bedenklich, so daß es ihm unmöglich wurde, die versprochene Messe zu lesen, und die fünf Bursche kamen betrübt in das Pfarrhaus, nach des geistlichen Herrn Befinden sich zu erkundigen.

Dieser ließ sie vor sein Bett kommen und sagte ihnen tiefbewegt ein Lebewohl.

Da trat der Älteste der Burschen vor und sprach:

„Es ist sehr möglich, daß wir nimmermehr zurückkehren; da wir nun der heiligen Messe nicht selbst beiwohnen können, so bitten wir, Euer Hochwürden mögen, wenn wir auch nicht zugegen sind, das heilige Messopfer für uns und alle im Kriege Gefallenen Gott darbringen, damit er unseren armen Seelen gnädig sein wolle.“

Dem guten Herrn traten Thränen in die Augen.

„Vielleicht bin ich früher im Jenseits als Ihr, meine Kinder; allein seid versichert, daß die erste Messe, die ich wieder zu lesen im Stande bin, Eurem Seelenheile gewidmet ist, möget Ihr leben oder nicht. Gott geleite Euch.“

Und die Bursche zogen ab.

Die Krankheit des Geistlichen aber nahm einen so schlimmen Verlauf, daß ein Stellvertreter für ihn in's Dorf kommen mußte und erst nach etlichen Wochen der alte Mann das Krankenlager verlassen konnte. Und wieder vergingen mehrere Wochen, bevor er im Stande war, sein heiliges

Amte zu übernehmen, besonders da eine kalte, stürmische Dezember-Witterung seinen geschwächten Körper bedrohte.

So war bald ein Vierteljahr verflossen und der heilige Abend herangekommen, mit dessen Christmettfeier der Pfarrer seine Funktionen wieder beginnen wollte. Er hatte sich frühzeitig zu Bette gelegt, nachdem er den Kirchendiener beauftragt, ihn zu wecken, wenn es Zeit sein würde.

Aus seinem Schafe weckte ihn, wie er es begehrt, das Klopfen an seiner Thüre. Auf seine Frage antwortete die Stimme des Kirchendieners, welchem er öffnete, worauf er sich ankleidete und dann zur Kirche schritt.

Das Gotteshaus war festlich erleuchtet, daß es dem alten Manne die Augen blendete. Er wußte sich eines solchen Glanzes in keiner bisher abgehaltenen Mette zu erinnern.

Sein Ersauern wuchs jedoch, als er sich beim Dominus vobiscum gegen die Gemeinde wandte und vorne an dem Speisegitter fünf Männer, kriegerisch gerüstet, knien sah; unwillkürlich streifte sein Auge über die übrigen Beter, und da kam es ihm vor, als sei die Kirche mit lauter Kriegern gefüllt, welche andächtig auf ihren Knien lagen. Als er sich zum zweiten Male umwandte, glaubte er in den fünf Kriegern jene Burschen zu erkennen, denen er vor ihrem Auswandern die Messe hätte lesen sollen, und es freute ihn, sie wieder in ihrer Heimat zu wissen.

Beim Nachhausegehen sagte er zu dem ihn begleitenden Kirchendiener: „Es ist viel Kriegsvolk im Orte. Die Leute sind entweder versprengt, oder wir bekommen Frieden.“

Der Kirchendiener nickte dazu und meinte, es sei wohl möglich; den Pfarrer aber beschlich ein eigenthümliches Frösteln, das er seiner Schwäche zuschrieb, weshalb er jedes weitere Gespräch vermied. Zu Hause angelangt, entkleidete er sich sogleich, während der Kirchendiener den in einem ledernen Futterale verpackten Kelch auf den Kasten stellte und sich hierauf entfernte.“

Der Pfarrer lag im süßesten Schafe, als ein Pochen an der Thüre ihn wieder erweckte, und auf die Frage, was es gebe, der Kirchendiener sich meldete.

„Was soll's, verlangt ein Kranker nach mir?“

„Es ist Zeit in die Mette, Hochwürden.“

„In die Mette?“

Der Pfarrer rieb sich die Augen, stand auf und öffnete die Thüre. Der Kirchendiener mit der Laterne trat ein.

„Was sieht Dich an?“ fragte verwundert der Geistliche, „ich habe ja schon die Mette gelesen.“

Das war wohl nur ein Traum, hochwürdiger Herr,“ bemerkte der Diener in bescheidenem Tone.

Der Pfarrer zündete schweigend seine Kerze an der Laterne an und trat zum Kasten, wo der Kelch im ledernen Futterale stand.

„Siehst Du den Kelch?“ sprach der Priester ganz ruhig, „den Du, bevor ich mich zur Ruhe legte, in die Kirche trugst und nach dem Gottesdienste wieder hierher brachtest?“

Der Kirchendiener trat erschrocken näher und überzeugte sich von der Wahrheit des Gesagten.

„Und was ist's denn mit den Kriegern, die hier im Orte sind, die ganze Kirche war ja voll?“ fragte der Pfarrer weiter.

„Gott seih' uns bei, das war ein böser Spuck!“ rief der Kirchendiener, sich bekreuzigend.

In demselben Augenblicke schlug die Wanduhr Zwölf und ein leiser Schauer fuhr dem Geistlichen durch die Glieder. Er hielt nun erst die wahre Christmette und nicht Ein Kriegsknecht war in der Kirche zu sehen.

Wenige Tage nachher langte die Nachricht im Dorfe ein, daß die fünf Burschen auf dem Schlachtfelde ihren Tod gefunden hatten.

Der Pfarrer hatte daher für sie und die gefallenen Kameraden am Christabende vor der Mette die Todtenmesse gelesen. Der Kirchendiener war aber nicht im Stande, sich zu erinnern, daß er den Pfarrer bei dieser Messe bedient habe, welcher Letztere dieß übrigens fest behauptete.

Nicht lange darnach ging auch der würdige Seelenhirt ins Jenseits, um dort den Lohn für sein echt christliches Wirken zu empfangen.

F. M.

Die Rosen-Pest.

Wo man viel liebt, prunkt und schwelgt, darf auch die reizende Königin der Blumen nicht fehlen, die seit Anakreon und Haßis noch jeder Dichter besungen hat. So setzt denn der Handel mit Rosen nach dem modernen Babel jährlich viele Millionen in Verkehr, denn man liefert diese Blumen als Topf- oder Fensterrosen aus der weitesten Ferne nach Paris — wo sie leider nur allzu früh an der Blumen-Pest sterben. Es wird nämlich von den Gärtnern und Landleuten sprichwörtlich behauptet: „Die Ausdüstung des schmutzigen Pariser-Baches — sie meinen die Seine — sei so pestilenzialisch und verderblich, daß ein dahin verpflanzter Rosenstock selten ein Jahr lang am Leben bleibt.“ — Läßt sich diese Bemerkung nicht auch in das Gebiet der Moral hinüber ziehen?

Literatur.

Illustrirtes Familienbuch des österr. Lloyd.

Das zweite Heft (Neue Folge) des Illustrirten Familienbuches des österr. Lloyd zeichnet sich wieder durch eine Reihe vortrefflicher populär-wissenschaftlicher Abhandlungen aus. Die ethnographische Skizze: „Die Zigeuner“ von H. Simon wird wohl Vielen Neues und Interessantes bringen, und ein Gleiches läßt sich von den chemischen und technologischen Aufsätzen des Dr. Wilhelm Hamm sagen, in welchen wir auch wieder den beliebten, vielerprobten Rezepten für Feinschmecker begegnen. Den poetischen Theil des Heftes macht eine Ballade: „Simonides“ von Ludwig Storch und eine Novelle von Th. Lau aus.

Die österreichische Marine. Von einem österreichischen Seemann. Wien. Zamarski und Dittmarsch.

In dieser Broschüre wird auf eaergische Weise bewiesen, wie dringend geboten es für Oesterreich sei, Angesichts des sich bildenden Königreichs Italien, eine Marine zu schaffen, da die treffliche Armee allein nicht hinreicht, die Küsten zu bewachen. Die Broschüre ist mit großer Sachkenntniß geschrieben, zeugt von einem patriotischen Sinne und verdient, daß Jedermann sich mit ihrem Inhalte vertraut mache, um so mehr, da über die Nothwendigkeit einer Flotte noch so verschiedene, absprechende Meinungen bestehen.